

Scott Spencer · Der Fremde im Wald

Scott Spencer

Der Fremde im Wald

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Cornelia Holfelder-von der Tann*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel »Man in the Woods« bei Ecco, an imprint of HarperCollins Publishers, New York.

»The beast in me« (Seite 5) written by Nick Lowe, published by Plangent Visions Music Ltd.
Mit freundlicher Genehmigung, Wintrup Musikverlag Detmold.

»Where is the next one coming from?« (Seite 235), Musik & Text: John Hiatt © Universal Music – Careers/Musik Edition Discoton GmbH.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2010 by Scott Spencer
Published by arrangement with Ecco, an imprint of
HarperCollins Publishers, LLC.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-442-75426-7

www.btb-verlag.de

ERSTER TEIL

The beast in me is caged by frail and fragile bars.

Johnny Cash

Kapitel 1

ES MAG JA Erbarmen von höherer Stelle sein – denn irgendwo in der kalten Krümmung des Universums muss sich doch wohl Erbarmen mit Will Claff regen –, aber ab und zu spendiert ihm eine Frau, die ihn unwiderstehlich findet, eine Mahlzeit, ein bisschen Zärtlichkeit, ein paar Dollar und einen Schlafplatz, und in letzter Zeit ist es vor allem das, was ihn am Leben hält. Er ist zweieinhalbtausend Meilen von zu Hause entfernt. Einkommen, Job, berufliches Ansehen, alles passé. Er ist jetzt schon so lange auf der Flucht – lebt aus dem Koffer und hat dreimal den Namen gewechselt, in Minnesota, dann in Highland Park, Illinois, und noch mal in Philadelphia –, dass er sich kaum daran erinnern kann, was er vor sechs Monaten noch alles hatte: ein eigenes Büro, einen Schrank voller Anzüge und eine hübsche Mietwohnung gleich um die Ecke vom Ventura Boulevard, die er mit Madeline Powers teilte, seiner Freundin und Buchhaltungskollegin bei der Bank of America.

Früher hat er geglaubt, dass Frauen einen gar nicht beachten, wenn man nicht anständig gekleidet ist und nicht ordentlich Geld in der Tasche hat, aber das stimmt nicht. Er hat die Nettigkeit der Frauen unterschätzt. Sie sind so nett, dass man sich dafür schämen könnte, ein Mann zu sein.

Wer war er denn noch in Philadelphia? Ein Typ, der um

sein Leben rannte, seine Hemden im 1-Dollar-Shop und seine Schuhe beim Discounter kaufte und sich die Haare im Ausbildungszentrum für Friseure schneiden ließ. Und doch hatte Will auch in dieser Stadt einen Schutzengel in Gestalt von Dinah Maloney, die er kennenlernte, als sie mit ihrem Hund joggen war. Dinah, klein und dürr, mit kurzem rostbraunem Haar, besorgtem Blick und nervösen kleinen Händen, war dreißig, zehn Jahre jünger als Will. Sie legte just auf der Bank eine Verschnaufpause ein, wo er saß, und als sie ins Gespräch kamen und sie ihm erzählte, sie betreibe einen Catering-Service namens Elkins Park Gourmet, und er unter Anspielung auf den alten Folk-Song sagte: »Sie sollten ihn *Someone's in the Kitchen with Dinah* nennen«, sah er in ihren Augen etwas, das ihn ermutigte. Er lud sie auf einen Kaffee in ein Lokal mit Terrasse ein, und da saßen sie eine Stunde, den Hund an ein Stuhlbein gebunden. Er erzählte ihr die Geschichte, die vorher schon funktioniert hatte – möglich, dass es bei Doris in Bakersfield war oder bei Soo-Li in Colorado Springs oder bei Kirsten in Highland Park. Er sei wegen eines Jobs hergekommen, nur um erfahren zu müssen, dass sein Arbeitgeber sich am Vortag mit seinem eigenen Gürtel erhängt habe. Viele Frauen glaubten ihm die Story nicht, und manche, die sie glaubten, verstanden immer noch nicht, warum er deshalb praktisch ohne einen Cent dasaß und einen Schlafplatz brauchte, aber einige wenige kauften ihm das Ganze ab oder beschlossen, sich auf ihr gutes Gefühl zu verlassen. Als eine der Letzteren erwies sich Dinah.

Sie war ein sprödes, stacheliges Ding voller Misstrauen gegenüber Kunden, Lieferanten und Konkurrenten, aber dennoch bereit, Will (den sie als Robert kannte) als erstes männliches Wesen überhaupt bei sich nächtigen zu lassen, teils, weil er sie attraktiv zu finden schien, teils aber auch, weil ihr Hund

ihm offensichtlich traute. («Woody ist mein Gefühlsbarometer.«) Sie war ein scheuer, grundeinsamer Mensch, eine meisterliche Köchin und Bäckerin, eine Frau, die nach Butter und Vanille duftete und Blumenarrangements kreierte, was in der Summe dazu führte, dass Will ihr eine altmodische Art von Treue unterstellte. Er sah nur ihre Unscheinbarkeit, ihr ungeschminktes Gesicht, ihre schlabbrigen Kochhosen, ihre gelochten ockerfarbenen Clogs, ihre dunklen Augenringe von den langen Arbeitsnächten auf Firmenbanketts und Reiche-Leute-Geburtstagspartys und ging davon aus, dass sie wie alle einsamen Frauen niemandem widerstehen konnte, der sie erwählte. Er ahnte nicht, dass Dinah noch einen anderen Freund hatte, einen Referenten des Bürgermeisters, mit dem sie sich seit sechs Jahren traf, wenn seine Frau dienstags und donnerstags in Baltimore arbeitete.

Will ist froh, dass er Amerikaner ist; er bezweifelt, dass es irgendein anderes Land auf der Welt gibt, wo man einfach so abtauchen kann, wenn man wie er jetzt dazu gezwungen ist. Wo man von Staat zu Staat und von Großstadt zu Großstadt ziehen kann, nicht ganz wie in den alten Cowboyzeiten, aber doch immer noch ziemlich spurlos. Wenn man über eine Staatsgrenze fährt, ist sie nichts weiter als eine Linie auf der Landkarte: Im Wagen spürt man nicht das geringste Hoppeln. Es gibt keine Grenzbeamten, keinen Schlagbaum, niemand will einen Ausweis sehen, weil es keine Menschenseele interessiert. Man ist hier und dann da, und schließlich ist man in Tarrytown, New York, und es wird Zeit fürs nachmittägliche Joggen. Er versucht immer noch, den Bauchspeck wieder loszuwerden, den er sich bei Dinah zugelegt hat.

Das neue Apartment riecht nach Leere und frischer Farbe, nach Coffee-to-go und dem Hund Woody, den er Dinah an

dem Tag geklaut hat, als sie ihm schließlich reinen Wein einschenkte.

Will spreizt die Lamellen der Jalousie mit zwei Fingern und späht hinaus. Die Autos, die in seiner Straße parken, kennt er alle, und inzwischen weiß er auch, wem sie gehören. Es läuft auch niemand Unbekanntes draußen herum. Alles ungemein normal, alles ungemein vertraut. Er ermahnt sich oft, dass die größte Gefahr darin liegt, sich einlullen zu lassen, so lange immer wieder alles zu kontrollieren, bis einem die Welt so selbstverständlich erscheint wie eine Tapete, sich so dran zu gewöhnen, dass nichts irgendwas zu bedeuten hat, dass man es schließlich gar nicht mehr merkt, wenn da doch mal was Ungewöhnliches geschieht. Er geht die Himmelsrichtungen durch, Nord, Süd, Ost, West. »*The lion sleeps tonight*«, singt er zu seiner eigenen Überraschung. Der jähe Fröhlichkeitsausbruch weckt den Hund, einen braunen Schäfermischling, dessen dicker, ergrauer Schwanz jetzt auf den nackten Holzboden schlägt. Will sieht im Geist die Leute im Mi Delizioso, dem Imbiss im Erdgeschoss, von ihrem gelben Reis mit Huhn aufschauen.

»Immer mit der Ruhe, Woody Woodpecker«, sagt er. In einer Aufwallung von Zuneigung geht er vor dem Hund in die Hocke und zieht ihn an den Ohren. Woody ist ein stattlicher Hund, aber seine Ohren sehen aus, als gehörten sie einem halb so großen Tier. Wenn man bedenkt, wie Will ihn in seinen Besitz gebracht hat, hat der Hund das Ganze locker genommen. »Wir zwei beide, Woody«, sagt Will und nimmt die Leine von dem Nagel neben der Tür. Der Hund kommt schwanzwedelnd angerannt, aber seine freudige Erregung hat etwas Unsicheres, Unterwürfiges: Er windet und duckt sich.

Bei Dinah Maloney in jenem dunkel erinnerten Paradies namens Philadelphia hatte der Hund ein deutlich anderes Leben.

Er hatte ein mit Federn gefülltes Hundekissen auf dem Fußboden und verbrachte die kältesten Nächte in Frauchens Bett. Es gab reichlich zu fressen und oft leckere Überraschungen – vor allem, wenn Dinah von Partys, wo sie gecatert hatte, mit Plastiktüten voller Reste nach Hause kam. Die diffusen Erinnerungen an das Fressen und die Frau und die Gerüche der alten Wohnung leben als Verwirrung in dem Hund fort, aber sein Denken und Fühlen haben sich um den Verlust herum neu organisiert, so wie er die Verletzung einer Pfote durch eine Veränderung seines Gangs kompensieren würde.

Will tritt wieder ans Fenster. Manchmal kommt es ihm vor, als hätte er sein Leben lang aus Fenstern gespäht, immer in der Angst, jemand oder etwas könnte ihm Schreckliches antun, aber alles, was vor diesen letzten Monaten lag, war nur Kasperletheater. Die alte Angst war ein erholsames Nickerchen im Vergleich zu dem, was er jetzt fühlt.

Er zieht an der Schnur, und die Jalousie hebt sich schief. Er legt die Handfläche an die Scheibe. Kühler Novemberrnachtsmittag, grau wie altes Badewasser. Er vermisst die kalifornische Sonne und bedauert, dass er nicht mehr davon aufgesogen hat. *Sei's drum*. Besser nicht dran denken. Selbstmitleid stumpft die Sinne ab.

Doch er betrachtet es nicht als Selbstmitleid, immer im Kopf zu behalten, dass er auch in seinem nahezu unsichtbaren Zustand im Fadenkreuz steht. Was ihn so empfänglich für den Sirengesang des Selbstmitleids macht, ist die Tatsache, dass er nichts dafür kann. Zu Hause in L.A. hatte er eine kleine Pechsträhne, die sich zu einer größeren Pechsträhne auswuchs und dann schließlich den Quantensprung zu katastrophalem Pech vollzog – in Gestalt dieses Wurfs eines drittklassigen, nicht gedrafteten Forwards, einer Bogenlampe von der Mittel-

linie, die vom hinteren Korbrand hochsprang und genau durch den Ring fiel, fast ohne das Netz zum Wackeln zu bringen. Es ging um nichts bei diesem Saisonabschluss-Spiel, außer natürlich um die fünftausend Dollar, die Will auf den Sieg der Portland Trailblazers über die Clippers gesetzt hatte, eine aggressive Wette, klar, aber als er die Wettangebote bekam und die Quoten der Clippers sah, schien es ihm eine Lizenz zum Gelddrucken. Er hätte noch mehr gesetzt, wenn er gekonnt hätte, aber er stand bei seinem Buchmacher schon mit dreitausend Dollar in der Kreide, und weitere fünftausend waren das Äußerste, was er an Kredit bekommen konnte. Dass er nicht mehr als fünf Riesen verwettet hatte, war die Glücksstecknadel im Heuhaufen des Pechs.

Aber eins weiß er: Hinter alldem steckt irgendein Plan.

Fakt ist nämlich: Er war ein guter Zocker, vernünftig, besonnen, einer, der auf der Basis von Fakten wettete, nicht nach Gefühl und Wellenschlag – selbst die Wette auf die Portland Trailblazers war klug, er ist sich sicher, dass eine Menge Leute, die wirklich etwas von Basketball verstehen, echte NBA-Experten, es für eine kluge Wette befunden hätten. Es *kommt* vor, dass eine kluge Wette nicht aufgeht. Irgendein Clown, der im hohen Bogen von der Mittellinie wirft und einmal im Leben in letzter Sekunde den Siebkorb macht? So was ist ein absoluter Ausreißer. Es war trotzdem eine kluge Wette.

Nur dass er nicht bezahlen konnte. Der Typ, über den Will seine Wetten abgab, war ein alter Surfer, ein Hawaiianer namens Tommy Butler. Will kam nie ganz dahinter, welche Rolle Butler bei dem Ganzen spielte, ob er ein hohes Tier in der Organisation war oder nur eine Randfigur und ob es überhaupt eine Organisation gab. Als Butler ihm erklärte, dass die Inkassoabteilung eingeschaltet werden müsse – »Das passiert

automatisch, Mann, wenn die Schulden eine bestimmte Höhe haben und mehr als fünf Tage verstrichen sind. Ist nichts Persönliches!« –, hatte Will keine Ahnung, wer jetzt für das Eintreiben des Geldes zuständig war. Das machte es ja so quälend – es konnte jeder sein! Jede Wagentür, jeder Schritt, jedes Telefonklingeln: Irgendwer würde sich als derjenige entpuppen.

Jemand ist auf der Suche nach ihm, aber Will weiß nicht wer. Jemand lauert ihm irgendwo auf oder wird ihm bald irgendwo auflauern. So viele Unbekannte. Aber hinter alldem steckt irgendein Sinn. Jeder Umweg, jeder Zickzackhaken, jede miefige Nacht in einem lausigen Motel, selbst dieser braune Köter – es läuft alles auf irgendwas raus. Er weiß nur nicht worauf, noch nicht. Der Trick ist, noch da zu sein, wenn die Karten aufgedeckt werden.

Abzutauchen und sich versteckt zu halten macht Will nicht sonderlich viel aus. Er braucht sie nicht, die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens, die anderen so viel bedeuten – den Lieblingsbademantel, die Liebblingstasse, den Liebblingssessel. Was ist das alles schon im Vergleich zum Überleben? Überleben ist das Fleisch auf dem Teller, alles andere ist die Gemüsebeilage. Außerdem bewirkt das Leben im Versteck eine intensiviertere Sinneswahrnehmung, so wie die zweite Verlängerung beim Basketball oder ein Foto-Finish beim Rennen.

In der dritten Woche seiner Flucht hat er Madeline angerufen, die immer noch in seiner alten Wohnung am Ventura Boulevard war, obwohl sie eine eigene Wohnung hat. Da befand er sich gerade in Denver. Es war etwa zweiundzwanzig Uhr; er stand in der Telefonzelle vor einem Mini-Markt, zwei Blocks von dem Motel, wo er ein Zimmer zum Wochentarif hatte.

Zwei Jugendliche spielten ein Spiel, bei dem sie eine Colorado-Rockies-Baseballkappe so zu werfen versuchten, dass sie auf dem Kopf des jeweils anderen landete. Es war eine trübe, finstere Nacht, kein Mond, keine Sterne, der Himmel nur ein Eimer schwarze Farbe, den jemand versehentlich umgestoßen hatte.

»Hey, ich bin's«, sagte er, sobald sie abnahm. Er wollte seinen Namen nicht nennen.

»Gott, wo bist du?« Madeline mit ihrer wunderschönen tiefen Stimme, es hat ihn immer schon angetört, sie nur zu hören.

»Ist egal, ich wollte mich nur mal melden.«

»Aber wo bist du denn? Ich bin fast verrückt geworden. Wie konntest du so was tun?«

»Tut mir leid, war nicht geplant.«

»Okay, Baby«, sagte sie. »Verstehe. Okay. Sag mir einfach nur, wo du bist. Wo genau.«

Da ging es ihm plötzlich auf – sie steckte mit denen unter einer Decke.

»Alles okay bei dir?«, fragte er sie.

»Hast du auch nur die geringste Vorstellung, wie sich das anfühlt? Hat je jemand so was mit dir gemacht? Drei Wochen, und du rufst nicht mal an?«

»Na ja, jetzt rufe ich ja an, aber ich muss los.«

»Los wohin? Das ist doch total verrückt. Warum sagst du mir nicht, was Sache ist? Wo bist du?«

Will fühlte, wie sein Herz sich verhärtete und auf Walnussgröße zusammenschnurrte. Dieser Anruf war ein schrecklicher Fehler, aber nicht so, wie er's befürchtet hatte. Er hätte Madeline gern als einen Menschen in Erinnerung behalten, den er mochte, und jetzt verdarb sie ihm das. Wer weiß? Vielleicht

hatten sie ihr ja einen Anteil an dem geboten, was sie aus ihm herauspressen würden.

»Hör mal«, sagte sie. »Ich will, dass du mir jetzt zuhörst, Baby, okay? Versuchst du's wenigstens?« So hatte er ihre Stimme noch nie gehört: als ob er ihr Kind wäre und sie ihm das Leben erklären wollte.

»Leg los«, sagte er herausfordernd.

»Baby, was da bei dir abläuft«, sagte sie, »das existiert doch alles nur in deinem Kopf. Ich weiß, du hast Geld verloren, und ich weiß, du hast Schulden, und ich bezweifle nicht, dass es erhebliche Schulden sind. Aber in deinem Kopf hat sich das alles verzerrt. Du siehst es wirklich nicht mehr klar. Ich weiß, die Situation ist ernst, aber doch nicht so ernst, wie du es hinstellst. Du brauchst nicht wegzurennen und dich zu verstecken. Was glaubst du denn, was die mit dir machen? Dich umbringen? Wie sollen sie dann je ihr Geld kriegen? Dir Arme und Beine brechen? Wie sollst du dann noch arbeiten und Geld verdienen, Geld, das sonst wohlgernekt direkt in ihre Taschen fließen würde?«

»Darf ich dich mal was fragen?«, sagte er. »War jemand da, der mich gesucht hat?«

»Wovon redest du?«, sagte sie. »Du willst wissen, wer hinter dir her ist? Du! Deine eigene Einbildung ist hinter dir her!« Aber ihre Stimme war jetzt so schrill, dass er zusammenzuckte und den Hörer vom Ohr weg hielt.

»Okay«, sagte er übertrieben ruhig. »Noch eine Frage – woher weißt du, dass ich Geld verloren habe? Ich habe dir das nie erzählt. Ich bin nicht der Typ, der anderen was von seinen Wettverlusten vorjammert. Woher hast du das?«

»Guter Gott«, sagte sie, und es klang, als weinte sie. Aber wie sollte sie denn weinen? Sie hatte ihm doch erzählt, dass sie

von dem Paxil, oder was sie da nahm, gar nicht mehr weinen konnte. Also musste es Theater sein.

Er wusste nicht genau, wie das alles zusammenpasste – es ist auch jetzt noch etwas, das er ständig hin und her dreht, ein Rubikwürfel aus Motiven, Erklärungen, Möglichkeiten. Warum sollte sie ihm das antun? Was könnte sie umgedreht haben?

Er hängte ein und zwang sich, langsam davonzuschlendern, an den Jungs mit der Baseballkappe vorbei und in den 7-Eleven, wo er Chips und Salsa kaufte und eine Flasche Diät-Traubenlimo, eine Marke hier aus Colorado. An der Kasse hingen überall Streifen von Tippscheinen in knalligen Comic-Farben – Pick 4, Powerball, Abzockspiele, erbärmliche kleine Gebete, dass ein unmöglicher Traum wahr werden möge, und obwohl er sich mit Lotto nie abgegeben hatte, warf der Anblick dieser Tippscheine in ihm eine Tür zu. Während die Traubenlimoflasche auf dem Kassentisch vor sich hin schwitzte und der halbwüchsige Mexikaner ihm sein Wechselgeld hinzählte, wurde Will klar, dass er in seinem Leben nie wieder spielen würde.

»Okay«, sagt er jetzt zu dem Hund, als er ihm die Leine ans Würgehalsband hakt. »Wir laufen jetzt fünf Meilen, und zwar in strammem Tempo, keine Zwischenstopps, keine Eichhörnchen, einfach in einem durch.« Will tastet die Taschen seines Jogginganzugs ab und vergewissert sich, dass er Auto- und Wohnungsschlüssel dabei hat. Er ruckt am Würgehalsband, um dem Hund in Erinnerung zu rufen, wer hier das Sagen hat, weil er glaubt, dass das dem Hund letztlich hilft, mit sich und seinem Platz in der Welt klarzukommen. Woody gibt ein kurzes Protestjaulen von sich, was in Wills Augen die Methode des Hundes ist, ihn zu manipulieren. Also ruckt er, um gleich den Anfängen zu wehren, ein weiteres Mal an der Leine, und der

Hund jault wieder und setzt sich hin, und Will fühlt sich wie ein Tierquäler, obwohl Woody immer noch mehr oder minder wedelt, sodass es doch sein kann, dass der Hund ihn nur verarscht.

Kapitel 2

»HALLI!«, RUFT KATE Ellis und schirmt mit der lässig an die Schläfe gelegten Linken ihre Augen gegen den Spot von der Seite ab.

»Hallo!«, schallt es aus fünfhundert Kehlen, deren Besitzer in Kirchenbänken vor ihr sitzen.

»Hallöchen!«, komplettiert Kate die Begrüßung, die inzwischen ihr Markenzeichen ist. Sie denkt: *Schon schlimm genug, jemand anderen zu kopieren, aber was ich mache, ist noch schlimmer – ich kopiere mich selbst.*

Das Buch, für das sie gerade auf Lesereise durch die gesamten Staaten war – *Beten für Anfänger* –, erwuchs aus einer Artikelserie für die Zeitschrift *Wisb*, zu der sie während des O.J. Simpson-Prozesses einen engeren Arbeitskontakt aufgebaut hatte. Nach Ende des Prozesses schaffte sie es dank ihres Selbsterhaltungstriebes, mit dem Trinken aufzuhören und dabei ein neues Thema zu finden – ihren Pilgerweg zu einem alkoholfreien, von Gott erfüllten Leben. Irgendwann waren es schließlich genug Artikel, um sie zu einem Buch zusammenzustellen, und *Beten für Anfänger* erschien. Dass es ein Erfolg wurde, war nicht weiter überraschend – Kate hatte sich durch die Beiträge für *Wisb* eine Fanbasis aufgebaut. Das Ausmaß und die Dauer des Erfolgs aber übertrafen alle Erwartungen, und

ums Geld muss Kate sich jetzt keine Gedanken mehr machen. Sie ist trocken. Sie ist eine gute Mutter. Sie hat gelernt zu beten, ohne sich dabei wie eine Schwindlerin oder eine Verrückte zu fühlen. Es gibt in ihrem Leben einen Mann, der sie anbetet und den sie so rückhaltlos lieben kann, wie sie es früher für völlig unmöglich gehalten hat – eine Liebe, die ihr genauso mythisch erschien wie das Einhorn. So viel Glück! Manchmal kommt es ihr beängstigend unwirklich vor, als stünde sie vor einem Spielautomaten, der einen einzigen Strom von Goldmünzen ausspuckt.

An Kates grob gestricktem Pullover klemmt ein Mikro, der Funksender ruht in der tiefen Vordertasche ihres bodenlangen Rocks. Ihre Stiefelspitzen schnellen unterm Rocksaum hervor wie Eidechsenzungen, als sie jetzt auf dem Altarpodest zwischen Altar und Lesepult hin- und hergeht. Für öffentliche Auftritte kleidet Kate sich ausgesucht züchtig, als wollte sie ihre schlanke Figur, ihre tänzerinnenhafte Anmut und die schlichte Pionierfrauenschönheit ihres Gesichts irgendwie kaschieren. Aber sie ist unverkennbar hübsch, erst recht jetzt, da sie vor Liebe von innen heraus strahlt.

In der Kirche ist es kalt; die Heizkörper knacken dumpf vor sich hin, hatten aber nicht genug Zeit, den Raum für diese außerplanmäßige Veranstaltung zu erwärmen. Kate, die die begeisterten Zuhörerinnenmassen noch immer nervös machen, atmet tief durch. Es sind hauptsächlich Frauen da, alle mit Strickmützen, Handschuhen und Mänteln gegen die Novemberkälte gewappnet. Von der ganzen feuchten Wolle riecht es wie in einem vollen Schafstall. Hinter den blauen Glasfenstern grollt Donner, und ein Blitz erhellt das kobaltfarbene Universum. Zu ihrer Linken steht eine Statue des heiligen Georg mit Axt und Schwert und einem Gesicht, so trotzig und hochmütig wie das einer alten Puppe.

»Vielen Dank, dass Sie alle bei diesem scheußlichen Wetter hergekommen sind«, sagt Kate. »Ich... also, ich bin ehrlich überwältigt.« Dieses Eingeständnis von Verletzlichkeit wird mit Applaus quittiert, und Kate errötet. Sie hofft, dass niemand denkt, sie hätte es genau darauf angelegt, und fragt sich, weil das nun mal ihre Art ist, ob sie es vielleicht darauf angelegt *hat*.

Eine kräftige, klare Frauenstimme ruft von einem Platz weiter seitlich: »Was macht Ruby?«

Kate faltet die Hände, eine burleske Parodie der Frömmigkeit, die es aber dennoch schafft, leidlich fromm zu wirken. »Sie ist gesund und fröhlich, und stellen Sie sich vor – sie liest!« Diese gute Nachricht löst neuerlichen Jubel und Beifall aus. »Ja, Gott segne J.K. Rowling, die einzige Autorin, auf die ich nicht neidisch bin. Wir wollten Ruby heute Abend eigentlich mitbringen, aber sie hat ihre Babysitterin behext und gerade mit *Harry Potter und der Gefangene von Askaban* angefangen. Sie kann selbst lesen, will aber immer, dass jemand daneben sitzt und ihr beim Lesen *zuschaut*.« Kate schüttelt den Kopf. »Ich habe versucht, es ihr auszureden, aber sie besteht darauf. Ich sage, *Herzchen, ich kann doch nicht einfach nur dasitzen, während du liest*. Aber dann sagt sie, *Mom, du hast doch früher immer nur dagesessen und nichts gemacht*. Ja, *Spätzchen*, sage ich, *aber da war das leicht, weil Mommy sturzbetrunken war*.«

Das Lachen hat etwas Verkrampfes, was auf Kate seltsam beruhigend wirkt. Sie weiß inzwischen, dass das Publikum gern etwas über ihre spezielle Art von Christentum hört, ein Christentum, das eine gute Portion Fluchen und Großspurigkeit ebenso beinhaltet wie linke Ansichten und genauso viel Sex, wie ihn der Durchschnittsheide gern hätte. Die Leute wollen hören, dass man gläubig sein kann und trotzdem wütend, respektlos, ein bisschen egoistisch, ja, sogar eifersüchtig. Ka-

tes Neid auf ein paar andere Autoren im Spiritualitätszirkus ist immer für ein paar todsichere Lacher gut. Aber was die Leute nicht immer goutieren, ist laxes, lässiges Mutterverhalten, und was sie ganz und gar nicht goutieren, ist alkoholisiertes Mutterverhalten, auch wenn es sicher eingekapselt in der Vergangenheit liegt und Teil einer Genesungsgeschichte ist. Kate ist das ganz recht: Von allen gemocht zu werden ist in ihren Augen ein Zeichen von Mittelmäßigkeit, ein bisschen Empörung zu wecken und da und dort ein paar Leute gegen sich aufzubringen gefällt ihr besser – da fühlt sie sich mehr wie sie selbst.

»Ach, das waren noch Zeiten«, sagt sie. »Ich glaube, in manchem wünscht Ruby sich ihre trinkende Mommy zurück. Damals hatte ich beispielsweise keine Ahnung, dass sie in der Schule Hausaufgaben aufbekam, schon in der ersten Klasse.« Kate kratzt sich am Kopf, schaut verwirrt und benebelt drein. »Schag dasch nochma«, sagt sie mit schwerer Zunge, »schie wollen, daschu den ganzen Tag in der Schule schitsch und dann am Abend noch Aufgaben machsch? Oh, Haschilein, dascha schrecklich, komm, ich mach dir einen Cocktail.«

»Kate? Kate, meine Liebe?« Eine Frau erhebt sich in der ersten Bank, direkt am Mittelgang. Sie ist kaum über eins fünfzig und auf eine gemütliche Art rundlich. Ihr kurzes braunes Haar wird bereits grau, aber ihr Gesicht ist jung, faltenlos und heiter; sie sieht aus wie jemand, der sein Leben der Poesie, der Musik oder dem Wohl anderer gewidmet hat und jetzt dem Alter in aller Gelassenheit entgegenseht. Sie hat eine dunkle Brille auf und einen weißen Stock in der Hand, aber trotz ihrer Blindheit umgibt sie eine Aura der Autorität. »Ich möchte Sie hier ganz herzlich willkommen heißen, Kate, und Ihnen sagen, wie sehr wir uns alle freuen, Sie heute Abend bei uns zu

haben.« Beim Sprechen gestikuliert die Frau mit dem weißen Aluminiumstock, schwenkt ihn im weiten Bogen, um das ganze Publikum einzubeziehen. »Und zu diesem denkwürdigen Anlass«, sagt die blinde Frau mit ihrem tönenden Alt, »würde ich gern ein von mir verfasstes Gedicht vortragen.«

Kate machte eine kleine Verneigung zu der Frau hin, erkennt dann erst ihren Fehler und sagt: »Wie nett!« Aber es kommt ein bisschen kratzig heraus, weil sie sich überrumpelt fühlt.

Die Frau klopft mit ihrem Stock einen steten Rhythmus auf dem Holzboden der Kirche und wiegt sich träumerisch hin und her, während sie deklamiert:

*Besinge, o Muse, durch mich
die Frau voller Weisheit und Witz
die zurückkehrt von einer langen Fabrt
auf der sie manch Ungebeuer erschlug
Die Bestie des Zweifels,
Den Dämon, der Unglaube beißt,
Die Sirenen des Weins und der Wollust
Die Vampire der Einsamkeit
und die Werwölfe der Angst
Ihre siegreiche Heimkehr ist auch unser Triumph
Der Jubel, der ihr gilt, feiert auch uns
Singe, o Muse, durch mich das Lied der Kate Ellis
Die uns stützender Halt und stetigen Ansporns Quell ist*

Die Frau schließt mit einer Handbewegung in Kates Richtung, und als herzhafter Applaus einsetzt, saugt sie ihn mit unverhohlener Freude auf, schwenkt den Stock und die freie Hand überm Kopf. Sie wirft Kate ein Küsschen zu, und erst als der Beifall verebbt, setzt sie sich wieder hin.

»Wow«, sagt Kate. »Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Danke. Vielen, vielen Dank. Darf ich fragen, wie Sie heißen?«

Die Frau scheint die Frage nicht gehört zu haben. Der etwa vierzehnjährige Junge neben ihr – ihr Sohn? – stößt sie an und flüstert ihr etwas zu. Sie nickt und ruft: »Julie. Julie Blackburn McCall.«

»Danke, Julie Blackburn McCall«, sagt Kate. »Diesen Ellis-Quell-ist-Reim werde ich bestimmt nicht so bald vergessen.« Kate nimmt *Beten für Anfänger* vom Pult und schlägt es beim Lesezeichen auf. »Okay, Leute, ich lese jetzt sechs Seiten, was etwa vierzehn, fünfzehn Minuten dauert. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich kann Lesungen, die sich länger als eine Viertelstunde hinziehen, nicht ausstehen. Danach können Sie mir Fragen stellen oder Ihre Meinung sagen, und ich kann Ihnen Fragen stellen, und wir sind hier einfach noch ein bisschen beisammen, aber Punkt neun Uhr müssen wir Schluss machen. Okay?« Sie streicht die Buchseiten glatt und nimmt noch einen nervösen Schluck aus der Wasserflasche, die ihr jemand aufs Lesepult gestellt hat.

Durch die pausenlosen öffentlichen Auftritte der letzten Monate hat Kate Vertrauen in ihre Instinkte gewonnen: Sie kann zwischendurch vom vorbereiteten Text abweichen und improvisieren. »Natürlich bin ich hier, um aus meinem Buch zu lesen, Exemplare zu signieren und Bücher zu verkaufen. Das versteht sich von selbst. Aber ich möchte Ihnen sagen ...« Sie hält inne, atmet tief durch: Sie ist selbst überrascht, wie sehr sie das, was sie gleich sagen wird, bewegt. »Was ich eigentlich bin oder jedenfalls sein möchte, ist eine Botschafterin der Hoffnung. Hoffnung, Hoffnung.« Sie sagt das Wort, als ob sie die Hände öffnet und Ballons zur Decke emporsteigen lässt. »Hoffnung, das was Emily Dickinson das *Federding* nennt. Ich habe eine Botschaft

der Hoffnung, weil ich hier bin, um Ihnen zu erzählen, welche unerwarteten, erstaunlichen Dinge im Leben eines Menschen passieren können. Ich bin hier, weil jeder, der sagt, wir steckten im Sumpf unserer selbst fest, ein Lügner ist.« Sie legt sich die Hand auf die Brust. »Vierzig Jahre alt, mit einem Roman, den zwei Leute gelesen haben, und einer Minikarriere, die darin bestand, O. J. Simpsons Kopf zu fordern – und jetzt das hier.« Sie hält ihr Buch hoch. »Vierzig Jahre alt und vor lauter Suff zu nichts mehr in der Lage – und jetzt trocken, einen wunderbaren, supercoolen Tag nach dem anderen. Vierzig Jahre alt und dann plötzlich und unerwartet so ein Jesus-Fan, dass fast alle meine alten Freunde meinen, ich sei reif für die Klapsmühle, vor allem meine linksprogressiven Freunde, die befürchten, ich wäre jetzt unter die Erzfundamentalisten gegangen. Vierzig Jahre emotional schaumgebremst – selbst bei meiner eigenen Hochzeit habe ich drauf bestanden, *ich werd's versuchen* statt *ja, ich will* zu sagen –, und als ich dann trocken war, als ich kapiert hatte, dass nicht ich das Steuer in der Hand halte, als ich mein Buch fertig hatte, da passierte das nächste Wunder, für das mich, wie ich glaube, die Liebe Jesu bereit gemacht hat, und dieses nächste Wunder war die Liebe eines wunderbaren Mannes – und meine Liebe zu ihm! Und das ist meine Botschaft der Hoffnung: Wenn ich das alles haben kann, dann können es alle anderen auch. Vergessen Sie das nie! Unser Leben hat einen Sinn. Es gibt da eine Geschichte, eine Geschichte der Schöpfung und des Opfers und der Liebe – und wir alle sind Teil dieser Geschichte.« Sie hält inne und schluckt, weil ihr die Tränen kommen. Das ist ihr peinlich, aber was soll sie machen? Sie nimmt es mit Selbstironie, mimt ein Augenwischen. »Na ja, ich fange jetzt besser mal an, weil mein Freund, ehrlich gesagt, nicht gern so spät ins Bett kommt.« Sie tut, als wollte

sie anfangen zu lesen, schaut aber wieder auf. »Ich möchte Ihnen noch etwas über meinen Freund erzählen«, sagt sie. »Er ist ein altmodischer Mann – und mit altmodisch meine ich nicht, so wie Bob Dole oder Bobby Short. Ich meine, so wie Daniel Boone oder Davy Crockett. Er rasiert sich mit dem Rasiermesser. Er wartet nicht, bis das Wasser heiß aus der Dusche kommt, ehe er sich drunterstellt. Er macht gern Dinge mit den Händen. Mit seinen schönen Händen. Er kann kochen, er kann nähen. Er kann alles reparieren, und wenn er dazu ein Werkzeug braucht, das er nicht hat, macht er sogar das Werkzeug selbst. Und noch was. Er zahlt mit Bargeld, das er in der Brusttasche stecken hat. Wenn ich jetzt einen Mann sein Kreditkärtchen aus der Brieftasche zupfen sehe, finde ich es ... ich weiß nicht. Es erscheint mir so geziert. Und Schecks ausschreiben? Vergessen Sie's. Da könnte man ebenso gut ein Sonnenschirmchen schwenken.«

In der zehnten Reihe senkt Paul Phillips, der Mann, der mit Kate gekommen ist, den Kopf und gräbt die Hände in die Taschen seiner braunen Lederjacke. Die paar Mal, die er Kate als öffentliche Person erlebt und ihre Wirkung auf die Leute mitbekommen hat, waren für ihn eine spannende Erfahrung. Mit erfolgreichen Menschen zu tun zu haben ist er gewöhnt, aber eine Beziehung zu einer so prominenten Frau hat er noch nie gehabt, und sich im Abglanz ihres Ruhms zu sonnen gefällt ihm überraschend gut, zumal es unerwartete erotische Reize mit sich bringt. Es hat etwas, mit einer Frau nach Hause zu gehen, die alle lieben. Bisher kamen in seinem Liebesleben vor allem Frauen vor, die mit den Händen arbeiteten, Töpferinnen, Gärtnerinnen, Weberinnen, Schreinerinnen – er selbst ist auch Schreiner –, eine Chiropraktikerin. Und ansonsten charmante Müßiggängerinnen, die von ererbtem Vermögen lebten.

Obwohl er Kates Ruhm genießt, ist er doch nicht darauf vorbereitet, Teil ihres öffentlichen Lebens zu sein, und als die umstehenden Zuhörerinnen die Köpfe drehen, ist er nicht nur verlegen, sondern auch ein bisschen genervt. Die Frau neben ihm, die ihrem Notizblock und ihrer Umhängetasche nach von CBS ist, mustert ihn mit professioneller Neugier. Sie ist Halbasiatin und erinnert Paul stark an eine Frau, für die er mal gearbeitet hat. Eine andere Frau, die in einem mexikanischen Sarape jenseits des Mittelgangs sitzt, streckt ihm den erhobenen Daumen entgegen, und ein älteres Ehepaar mit watteweißem Haar und fröhlichen blauen Augen betrachtet ihn zärtlich.

Im Moment kann er nichts machen, aber später, in dem Hotelzimmer, das Kates Verleger gebucht hat, um ihnen die Zwei-Stunden-Fahrt nach Hause zu ersparen, sagt Paul zu Kate: »Als du von deinem Freund gesprochen hast, haben mich alle angestarrt.«

»Unmöglich«, sagt sie. Sie liegt im Bett und versucht, ihr Ego zu zügeln, was ihr nach einem ganzen Abend im Zentrum der Bewunderung auch leidlich gelingt. »Ich habe extra nicht zur dir hingeschaut.«

»Trotzdem wussten sie, dass ich das bin«, sagt Paul. »So viele Männer waren ja nicht da.«

Er will nicht angesäuert klingen, nicht nach einem für sie so tollen Abend und schon gar nicht im Bett. Ein Zimmerservice-Wagen präsentiert ihm noch mehr Gründe, gute Laune zu zeigen: ein Orchideengesteck, einen Shrimpscocktail und eine Schale mit aufgeschnittenem Obst. Obwohl dieses Hotel nicht gerade Pauls Geschmack entspricht, hat er doch genügend Nächte in ungeheizten Hütten, in Zelten und auf Bettgestellen ohne Matratzen verbracht, um für immer Annehmlichkeiten zu schätzen, die andere für selbstverständlich nehmen. Doch

wenn man im Bett liegt und den Kopf anlehnt, sollte man entweder die Wand oder Holz spüren, aber Paul spürt das gepolsterte Kopfbrett des Betts, und wenn die Weichheit auch irgendwie ganz angenehm ist, sind gepolsterte Kopfbretter doch spießig, nur einen Zahn besser als gepolsterte Klobrillen. Schlichtheit, Haltbarkeit und Echtheit, das sind Pauls ästhetische Ideale, und die verwirklicht man nicht, indem man die Materialien versteckt, aus denen Sachen gemacht sind.

Die meisten Räume in der Stadt sind ihm fünf Grad zu warm, so auch dieses Hotelzimmer, dessen Enge in ihm schlechte Erinnerungen weckt. Während Kate in ihrem hellorangefarbenen Seidenpyjama zugedeckt daliegt und Socken gegen kalte Füße trägt, lümmelt Paul, nur in seinen Boxershorts, auf der Bettdecke.

»Welch ein Anblick«, sagt Kate. Sie streicht mit der Hand über seine Brust, Richtung Bauch. »Ich habe wirklich den Hat-trick gelandet. Weg vom Alkohol, zum Glauben gefunden und jetzt auch noch dich.« Ihre Finger haken sich unter den Gummizug. »Ausziehen?«

Paul hebt die Hüften an, entledigt sich der Shorts. Sein Penis fällt schlaff nach links, sein dunkles Schamhaar glitzert. Seine Brust ist jungenhaft glatt, bis auf die gekräuselten Haare um seine Brustwarzen. Kate hat flüchtig den Impuls, ihn abzulecken. Stattdessen greift sie nach einem Stück Mango und isst es. Sie hat oft solche jähen Schübe von Verlangen, die ein bisschen ausgefallen sind, was aber den Reiz nur erhöht. Manchmal überkommt sie eine Art erotisches Tourette-Syndrom, und sie will Sachen sagen, die sie noch keinem Liebhaber gesagt hat, wie etwa: *Du kannst rubig grob sein, wenn du magst, schlag mich doch auf den Hintern und zieh mich am Haar.* Bis jetzt hat sie der Versuchung noch nicht nachgegeben. Was sie davon abhält,

ist nicht die Vorstellung von der Sache selbst, sondern der Gedanke an das Danach. Wie redet man mit jemandem, nachdem man ihn gebeten hat, Dinge mit einem zu machen, wie sie Kate durch den Sinn schießen? Damit wäre doch jede Konversation gestorben. Wer könnte sie noch sein, nachdem sie diese Impulse ausgelebt hätte? Das würde der Alltag nicht verkraften, es ließe sich weder integrieren noch vergessen.

»Ich bin allen sieben Todsünden verfallen«, sagt Kate und tätschelt sich die Wangen wie eine viktorianische Lady, die von den Vapeurs übermannt wird. Sie wählt die einzige Methode der Selbstberuhigung, die sie kennt – reden. »Wollust, klar«, sagt sie, »die erste Sünde, mit der du mich bekannt gemacht hast. Zorn beim Gedanken, dass je jemand anders diesen wunderschönen Penis zu sehen kriegt, Urologen eingeschlossen. Faulheit – das ist doch eine, oder? –, weil ich liebend gern den Rest meines Lebens im Bett verbringen würde, wenn ich es mit dir tun könnte. Habgier, weil ich dich horten will wie Gold. Völlerei, weil ich will, dass du mich auf jede erdenkliche und unaussprechliche Art füllst.«

Paul dreht sich zu ihr und will sie in die Arme nehmen, aber sie hält ihn mit der Hand von sich, um weiterreden zu können. »Stolz, weil du so schön bist und ich es so genieße, wenn uns die Leute zusammen sehen. Und – Augenblick.« Sie zählt im Stillen. »Das sind erst sechs. Was war noch mal die siebte?«

»Keine Ahnung«, sagt Paul.

»Komm schon«, drängt Kate, »du hast nicht mal überlegt. Es sind doch sieben, denk nach, was die letzte ist.«

»Du lässt auch nie locker«, sagt Paul.

»Oh, ich hab's«, sagt sie. »Neid ist die siebte. Neidisch bin ich auch. Und zwar auf dich. Ich wollte, ich wäre auch nur halb so schön wie du. Das sind die sieben, und Mama vereint sie alle.«

»Mir gefällt's, wie du aussiehst«, sagt Paul.

»Ich muss mehr Wasser trinken«, sagt Kate. »Ich altere wirklich nicht gut.«

Kate ist die älteste Frau, mit der Paul je eine sexuelle Beziehung hatte. Er hat noch nie eine Frau gekannt, die sich die Zehennägel lackiert – nur *eine* Ausdrucksform von Kates erwachsener Weiblichkeit. Kate macht Diät und geht regelmäßig zum Friseur. Sie wählt ihre Kleidung sehr sorgfältig, zieht Sachen probenhalber an und entscheidet sich dann doch dagegen, vor allem, wenn sie einen öffentlichen Auftritt vor sich hat. Sie gibt hundert Dollar für ein Töpfchen Creme aus, die sie in die lila Kuhlen unter ihren Augen reibt, weil sie glaubt, dass sie von dem Zeug auf irgendeine wundersame Weise jünger aussehen wird. Und es funktioniert tatsächlich! Die bisherigen Frauen in Pauls Leben machten sich keine Gedanken wegen ihres Alters, sie waren eher von der lässigen Sorte, vertrauten auf ihre natürliche Schönheit, positionierten sich am Rand der Gendernormen und nicht im Zentrum. Sie entsprachen dem Outdoor-Typ in Jeans und T-Shirt, auf dem Zeltplatz heimischer als im Maniküre-Salon. Mit Kate fühlt Paul sich auf eine befriedigende Art älter, als hätte er endlich seinen Platz in der Welt der Männer eingenommen. Es sah mal so aus, als würde er so ein freischwebendes Leben führen, in dem die Leute kommen und gehen und man nie weiß, mit wem man Weihnachten feiern wird, sich aber auch nicht groß den Kopf darüber zerbricht, weil man am Ende selten allein dasitzt. Aber jetzt ist sein Leben geordnet, und es ist immer klar, wo er in einer Woche oder in einem Monat sein wird. Er ist endlich richtig erwachsen.

Ein paar Stunden später wacht er auf, von einem Traum aus dem Schlaf katapultiert. Im Zimmer ist es noch dunkel, bis auf

einen schmalen Streifen diffusen Lichts von der Straße, dort, wo Kate die Vorhänge einen Spalt geöffnet hat. Sie ist aufgestanden und sitzt jetzt auf einem Stuhl am Fenster. Er betrachtet sie, wie sie auf die Straße hinausschaut. Er will sich vergewissern, dass alles in Ordnung ist. Einmal, vor einem Monat, wurde er mitten in der Nacht von dem Gefühl geweckt, dass etwas nicht stimmte, und fand sie unten im Wohnzimmer. In einen Sessel verkrochen weinte sie in ihre Hände. »Ich bin einsam«, sagte sie. »Ich fühle mich so allein.« Verwirrt versuchte er, sie zu trösten. Er erklärte ihr, dass er doch da sei und auch nirgends hingehen werde und dass Ruby gleich dort oben schlafe – er zeigte an die Decke mit dem Hochzeitstortenstück und dem Hängeleuchter, der aussah wie hundert tote Augen. »Ich weiß, ich weiß«, sagte sie mit erstickter Stimme, die Finger durch das dünne Baumwollnachthemd in den Bauch gekrallt. »Es geht einfach nicht weg«, sagte sie.

Aber heute Nacht scheint Kate ruhig und gelassen dazusitzen, ihre Schultern bewegen sich nicht. Sie hat ihren Mantel über sich gebreitet und die Beine untergeschlagen. Nein, denkt Paul, ich will sie nicht stören. Er liegt ganz still da, mit offenen Augen. Das Licht von der Straße fällt an die Decke, ein Kegel von Grundhelligkeit, in dem die Lichtflecken von Autoscheinwerfern umherwandern wie Leuchtzeichen auf einem Raderschirm. Er schließt die Augen, und als er wieder aufwacht, umrandet die Vorhänge vibrierendes Tageslicht. Kate hat ihn in den Mund genommen, und er fühlt, wie er in ihrer Wärme schwillt. Es ist ihr eine besondere Lust, ihn im Schlaf zu nehmen, und um ihr die Illusion zu erhalten, lässt er die Augen zu. Sie setzt sich vorsichtig auf ihn, er gleitet mühelos in sie hinein, und ganz langsam und so lautlos wie möglich folgt sie mit den Bewegungen einer Raupe ihrer Lust, die, obgleich unsichtbar,

für sie im Moment das Realste auf der Welt ist. Paul öffnet die Augen gerade so weit, dass er sie durch das Gitter seiner Wimpern sehen kann. Er liebt ihren Gesichtsausdruck beim Sex, so offen und ungeschützt, so kreatürlich rein und ganz auf ein Ziel gerichtet. Ihre Hände sind zu beiden Seiten seines Kopfkissens aufgestützt. Warmer Atem kommt aus ihrem offenen Mund, und unterdrückte Erregungslaute rasseln in ihrer Kehle. Wie kann sie sich einbilden, dass er bei diesem ganzen köstlichen Tumult einfach weiterschläft? Und doch tut er, als bekäme er nichts mit, und keiner von ihnen wird es je ansprechen. Er denkt kurz über all die Dinge nach, die ungesagt bleiben müssen – dass er sich immer ein kleines bisschen herabgewürdigt fühlt, wenn Kate sich über seine physische Schönheit ergeht, zum einen, weil er sie ohnehin für intelligenter hält als sich selbst, zum anderen, weil er es schon so oft von so vielen anderen Frauen gehört hat, dass diese Worte auf ihn nicht mehr die intendierte Wirkung haben. Oder dass sie nicht die erste Frau ist, die sich an ihm ihre Lust verschafft, während er schläft – ihr das zu sagen, würde sie nicht nur eifersüchtig machen, sondern außerdem den Reiz des Verbotenen schmälern.

Vielleicht ist das ja das Geheimnis der Liebe, manchmal trägt sie einen, und manchmal ist es umgekehrt und man muss sie tragen.



Scott Spencer

Der Fremde im Wald

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 368 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-75426-7

btb

Erscheinungstermin: Mai 2014

Kann es wirklich so simpel sein? Kann ein Mensch einfach so aus den Reihen der Lebenden getilgt werden, ohne großes Aufsehen und ohne Folgen?

Als Paul die schöne, intelligente und liebevolle Kate und deren entzückende Tochter kennenlernt, scheint sein Glück perfekt. Kate ist eine erfolgreiche Autorin spiritueller Ratgeber und das Leben verläuft endlich in geordneten Bahnen. Doch das Schicksal nimmt seinen Lauf, als Paul eines Abends in einem idyllischen Waldstück sein Leben Revue passieren lässt. Statt Ruhe zu finden, trifft er dort auf einen Fremden – und mit einem Mal ist für Paul nichts mehr so, wie es einmal war. Er trägt die Bürde eines schrecklichen Geheimnisses, wird geplagt von der Angst, erwischt und bestraft zu werden – aber auch von der Angst, mit einem Verbrechen ungestraft davonzukommen ...

 [Der Titel im Katalog](#)